

Der Künstler in der Kirche

Autor(en): **Scherer, Bruno**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mariastein : Monatsblätter zur Vertiefung der Beziehungen zwischen Pilgern und Heiligtum**

Band (Jahr): **52 (1975)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-1031245>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Künstler in der Kirche

P. Bruno Scherer

Reinhold Schneiders Anliegen

Eines der vordringlichsten Anliegen des Dichters und Schriftstellers Reinhold Schneider (1903—1958) nach der Elendszeit des Naziterrors und des Zweiten Weltkriegs war es, den Standort des Künstlers, des Intellektuellen, des geistig Tätigen innerhalb der Kirche zu bestimmen. «Die Kunst muss heimfinden in die Kirche, die Kirche ihr offenstehen», schrieb er 1946 im Essay 'Der Dichter vor der herausziehenden Zeit' (Freiburg: Herder 1947). Er hatte die Heimatlosigkeit und Entwurzelung der nicht regimekonformen Schriftsteller und Künstler, der freiheitlich und rechtlich gesinnten Menschen im Dritten Reich am eigenen Leibe erfahren. Er wusste, dass sich der geistig Schaffende noch mehr als andere beheimatet, irgendwo daheim fühlen muss, um schöpferische Leistungen erbringen zu können. Reinhold Schneider war des Glaubens und der Ueberzeugung, dass die Kirche «Stiftung Christi» ist, «das geheimnisvolle Leben des Herrn in der Zeit und Geschichte» (aaO), der geheimnisvolle Leib des Herrn, der aufgebaut wird durch Haupt und Glieder, durch Christus und die Glaubenden, durch Christus und die zu Ihm gehörigen Menschen guten Willens (womit nicht nur die christlichen Künstler erfasst sind, sondern alle nach Wahrheit, nach geistigem und künstlerischem Ausdruck Strebenden).

Kirche und Künstler

Paulus betont mehrmals bei der Darlegung seiner Lehre vom Geheimnisvollen Leib Christi

die Einheit, aber auch die Verschiedenheit, die Verschiedenheit der Aufgaben und Sendungen der einzelnen Glieder innerhalb der umfassenden Kirche. So im Epheserbrief (4, 4—6, 10—13):

«*Ein Leib und ein Geist*, wie ihr auch berufen seid in *einer* Hoffnung, die eure Berufung bezeichnet, *ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott*, der Vater aller, der über allen ist und durch alle und in allen wirkt . . . Und so gab er die einen als Apostel, andere als Verkünder aus dem Antrieb des Geistes wieder andere als Evangelisten, als Hirten und Lehrer, um die Heiligen für das Werk des Dienstes zu bereiten: zum Aufbau des Leibes Christi — bis wir alle zur Einheit des Glaubens und der Erkenntnis des Sohnes Gottes gelangen zur vollen Mannesreife zum Vollmass der Lebenshöhe Christi.»

Das bedeutet: Einheit in Gesinnung und Zielsetzung, Konzentration und Bescheidung auf die eigene Berufung und Aufgabe sowie — den andern gegenüber — Anerkennung und Förderung der Berufung, der Eigenart und Eigenaufgabe anderer. Jüngst hat Bischof Johannes Vonderach von Chur ähnliche Gedanken für unsere Zeit (der Pluralität auch innerhalb der Kirche) formuliert (an der letzten Bischofssynode in Rom im Oktober 1974). Er sprach in seinem Votum (vgl. Vaterland vom 7. 3. 75) von der Hierarchie der Stufen- und Rangordnung der Werte und Aufgaben der Kirche in unserer Zeit. Die Kirche muss sich — als Verkünderin der Frohen Botschaft und als Heilungsvermittlerin — allen annehmen. Aber sie hat auch vordringliche Aufgaben. Und: Sie muss sich den Einzelnen anpassen. Die Kirche soll, wie es Paulus von sich selbst gesagt hat, allen alles werden «um auf jede Weise einige zu retten» (Kor. 9, 23).

Kirche und Kunst, «ihnen beiden geht es», schreibt Reinhold Schneider im erwähnten Essay, «um die Verherrlichung Gottes, die Ordnung der Liebe, die Würde des Menschen, das Erbarmen mit der seufzenden Kreatur, die

Freiheit des Geistes . . .» Das sind optimistische Worte. Wer mit Kunst in Berührung kommt — wer sollte das nicht täglich? — weiss, was gemeint ist: Kunst und Religion stehen in Wechselbeziehung. Kunst (Musik, Dichtung und die bildenden Künste in Malerei, Plastik und Architektur und in noch vielen andern Ausprägungen) vermag religiöse Regungen und Erlebnisse zu vermitteln, zur Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens, der Schöpfung, des Göttlichen und somit zur Religion hinzuführen. Die Kunst senkt ihre Wurzeln in jene Regionen der Seele, wo sich auch Religion, d. h. der Bezug zum Schöpfer, zum Urgrund des Lebens, die Begegnung mit dem Göttlichen vollzieht.

Andererseits wird der religiöse Mensch in allen Dingen und Ereignissen einen Weg zum Göttlichen finden, Spuren der Gegenwart und des Wirkens Gottes erahnen, auch und besonders im Kunstwerk. Der Kunst geht es nämlich (vielleicht oft unbewusst) in der sinnenfälligen Darstellung der Welt und der Lebenswirklichkeit gerade um den Seinsgrund oder die Hintergründe des Dargestellten, um den Versuch einer Sinndeutung der Welt und des Lebens, um den Hinweis auf das Wirken Gottes in der Welt und in den Menschen. Auf tausend Wegen kann sich in der Kunst Gottes Wirken offenbaren: als Schönheit und Harmonie, als Lebensfülle und unausschöpfbare Sinntiefe, aber auch als Frage an den Menschen in Fragment und Torso, als Anklage und Gericht in der verzerrten und zerstörten Harmonie.

Freiheit des Geistes

Kirche und Kunst, vermerkt Reinhold Schneider, geht es um «die Freiheit des Geistes». Paulus nannte die Freiheit das «herrliche Gut der Kinder Gottes» (Röm 8, 21) und setzte sich unermüdlich für den Geist der Freiheit in der Kirche ein.

Der Künstler bedarf der Atmosphäre der Frei-

heit, um sich entfalten zu können. Er braucht Spielraum für das Spiel der Phantasie und aller geistigen und seelischen Kräfte, Raum für das freie Wort, das auch ein kritisches, ein mahnendes und forderndes Wort an die Gesellschaft (und an die Kirche) sein darf.

Das Ziel des Christen und der christlichen Erziehung liegt in der Nähe: der durch Christus und in Christus freie Mensch, der in Freude für Christi Reich tätige Mensch, (dem auch der Dienst an und in der Welt zum Gottesdienst wird), eben der zum Vollalter Christi heranwachsende Mensch (vgl. Eph 4, 10—13).

Dieser Weg des freien Christen vollzieht sich für einen jeden anders und neu. Ebenso individuell entwickelt sich der Künstler zur menschlichen und künstlerischen Reife. Wer das ein- sieht, wird in seinem Denken weit, duldsam, demütig.

Glaube und Zweifel in der Kirche

Soweit die Kirche Rechtskirche ist, besteht in ihr das Bestreben, den Freiheitsraum des einzelnen einzuengen. Aber die Kirche ist ebenso sehr, ja noch mehr Liebeskirche, und deshalb muss der Spielraum des freien Menschen in der Kirche gefordert und verteidigt werden. Gott lässt ja den Menschen auch den freien Willen, selbst auf die Gefahr hin, dass diese Freiheit des Willens missbraucht wird.

In der Diskussion um die Thesen der Professoren Pfürtner und Küng ist zumindest klar geworden, dass sich die Kirche mit den aktuellen Problemen der Gegenwart auseinandersetzen, den Menschen unserer Zeit antworten muss; dass sie der Forschung in all ihren Zweigen und Auswirkungen freien Spielraum gewähren und mit den Forschern im Gespräch bleiben muss. Ohne die Forschung und das Experiment versandet, vertrocknet, erstarrt die Kirche.

Aehnlich ergeht es der Kunst: das Wagnis und das Experimentieren der Avantgarde und jedes einzelnen Künstlers sind für sie lebenswichtig.

Der echte Künstler scheut die Routine, er will Neues und auf neue Art schaffen.

Der Atemraum der Freiheit in Kirche und Kunst erstreckt sich noch weiter, in tiefere Dimensionen. Es sei an der Lebenserfahrung Reinhold Schneiders aufgezeigt. In unerklärlicher Weise geriet er, der christliche Dichter, der sich zwei Jahrzehnte lang für Christus und das Christentum in Wort und Tat wie kaum ein anderer in Deutschland eingesetzt hatte, gegen Ende seines Lebens in eine schleichende Glaubenskrise. Einige seiner Schwierigkeiten (Zweifel im theologischen Sinne können sie nicht genannt werden) hat er in seinem Tagebuch festgehalten. Es wurde nach seinem Tod veröffentlicht: *'Winter in Wien'* (Freiburg i. Br.: Herder 1958). Darin bekennt der Dichter z. B.: «Fest überzeugt von der göttlichen Stiftung und ihrer bis zum Ende der Geschichte währenden Dauer, ziehe ich mich doch am liebsten in die Krypta zurück; ich höre den fernen Gesang. Ich weiss, dass Er auferstanden ist; aber meine Lebenskraft ist so sehr gesunken, dass sie über das Grab nicht hinauszugreifen, sich über den Tod hinweg nicht zu sehnen und zu fürchten vermag» (S. 78).

Etwas später notiert er: «Wir sprechen schnell von Abfall oder Auflehnung, ohne die Psychologie des Unglaubens hinreichend zu betreiben, was nach Dostojewsky nicht mehr geschehen dürfte» (S. 99). Er selber fühle sich — dabei ist ihm «herzlich weh» — «aus dieser Wirklichkeit, diesem Wahrheitsbereich (der Kirche und ihrer Sakramente) gleiten, ohne Einwand, immer in Verehrung und Dankbarkeit, . . . gezogen von meinem Daseinsgewicht» (S. 113).

Im Innern des Wiener Stephansdomes, an der Kanzel, entdeckte der gepeinigte Schriftsteller die Plastiken des toten Hieronymus und des Papstes Gregor, von der er behauptet, sie halte «die Hostie zweifelnd in Händen». Das traf ihn ins Herz: Beide (der Tote und der Zweifelnde) «sind beherbergt im heiligen Raum. Es müssen Tod und Zweifel *in* der Kirche sein. *Vor* ihren

Mauern bedeuten sie wenig, sind sie überall. Aber hier! Welche Konzeption der Kirche, die Raum für solche Schmerzen, solche Haltungen hat! Die Dämonen (der Kathedralplastik!) müssen aussen tragen und speien; sie sind Gegengewicht. Frage und Zweifel sind innen, im religiösen Bezug» (S. 114).

Reinhold Schneiders 'Unglaube' war Prüfung, Läuterung, Stufe zu tieferen Einsichten. Es war die 'Dunkle Nacht', von der die Mystiker sprechen, die wohl einen jeden Christen auf dem Weg zu Gott irgend einmal begleitet. Gerade darüber lesen wir in *'Winter in Wien'* (S. 241): «Natürlich kann das kein Theologe akzeptieren; aber immer wieder treffe ich auf Priester, die der inneren Situation, der solche Vorstellungen entkeimen, nicht fern sind. Ihr Verständnis reicht um Dimensionen über ihre Repräsentanz; das ist ein Trost; im Laderaum führt das Schiffelein Petri seltsame Fracht, Pulverfässer; gerade dieser Ballast mag beitragen zu einigermaßen sicherer Fahrt. Es wird ankommen, und dann ist von der Ladung nichts mehr zu befürchten.» Und: «Der Zweifel ernährt den Glauben; der Glaube den Zweifel» (S. 242). Gegen Ende des Buches: «Es gibt einen Unglauben, der in der Gnadenordnung steht. Es ist der Eingang in Jesu Christi kosmische und geschichtliche Verlassenheit, vielleicht sogar ein Anteil an ihr . . . Ist diese Erfahrung aus der Verzweiflung an Kosmos und Geschichte, die Verzweiflung vor dem Kreuz, das Christentum heute?» (261)

Der Dichter besuchte von Wien aus das unterirdische Heiligtum vom Leiden Christi bei Eisenstadt und sah darin einen bildhaften Ausdruck für die Leidensmystik: «Dies ist das Castillo Interior der grossen Teresa, Wandel in heiliger Dunkelheit, Weltverzicht und unerschöpfliche Erfüllung . . . Das Christentum will ins Dunkel, denn das Dunkel ist Licht . . . Der Glaube, der zu Grabe fährt, mit Christus ins Grab, wird vielleicht auferstehn. . . Der Glaube hat nur noch diesen Weg: durch das Grab; sein Leben ist die geheimnisvolle, die

unterirdische Agonie, sein Ort die Kapelle der Todesangst Christi» (S. 207 f.).

Kirche als unverlierbare Heimat

Die Kirche hat im wesentlichen Reinhold Schneiders Haltung und Weg verstanden und respektiert. Zwar war 'Winter in Wien' Anfangs April 1958 noch nicht erschienen, als der Dichter am Karsamstag auf der Strasse zusammenbrach und an den Folgen seines Sturzes am Ostersonntag starb. Kurz vorher hatte er in der Kirche St. Cyriak im Gebet verweilt.

Wenige Tage vor seinem nicht ganz unvorhergesehenen Tode — seine Krankheit hatte ihn sozusagen ausgehöhlt — ist das Glaubensdunkel von ihm genommen worden. Er erfuhr Erkenntnis und Licht. Seine Lebensgefährtin berichtete — deren Freundin Maria van Look erzählt es im Buch 'Jahre der Freundschaft mit Reinhold Schneider' (1965, S. 243) — er habe mit tiefem Ernst und mit lauter Stimme . . . gesagt: «Jetzt ist mir alles durchsichtig und klar. Ich sehe durch alles hindurch. Es ist mir alles präsent».

Dem toten Dichter wurde in seiner Stadt Freiburg i. Br. eine ungewöhnliche kirchliche Ehrung zuteil: seine sterblichen Ueberreste wurden in der Vierung des Münsters aufgebahrt, was sonst nur beim Tod eines Bischofs Brauch war. Erzbischof Hermann Schäufele, damals Weihbischof und Kapitelsvikar, sprach in einer abendlichen Gedenkstunde über den Schriftsteller Reinhold Schneider als Zeugen des Glaubens seiner Kirche und als Zeugen des christlichen Gewissens. Am Grabe sprachen Werner Bergengruen, der Freund des Verstorbenen, und Prälat Alois Eckert. Kirche und Kunst waren in diesen Tagen, waren im Leben Reinhold Schneiders ein Stück Weges miteinander gegangen.

Dann und wann hat Reinhold Schneider davon gesprochen, dass dem Dichter und Künstler die ganze Welt, Kosmos und Kreatur anvertraut seien. Im Aufsatz 'Gebet und Kunst' (1948)

formuliert er es so: «Er (der Künstler) ist an die gesamte Welt verwiesen . . . Aber die Welt ist kein Haus. Hat er die Gnade, zu erkennen, dass die Kirche sein eigentliches Haus ist — deren Tor wahrlich nicht zu niedrig ist für irgend eines seiner Werke —, so wird er vor einer gewissen Kälte geschützt bleiben, die sein Herz umeisen möchte.»

Wir alle wissen oder ahnen, wie notwendig und wertvoll für das gesunde Heranreifen von Kindern und Jugendlichen die Freude und Geborgenheit in der Familie ist. Die «Nestwärme» der Kinderjahre ist, wie sich die Psychologen ausdrücken, entscheidend für Glück und Erfolg, für die Gestaltung und Bewältigung des späteren Lebensweges.

Aehnliches ist im religiösen Bereich zu verspüren: Jeder Mensch, vor allem der geistig Tätige, der schöpferisch Schaffende, sucht bewusst oder unbewusst eine geistige Heimat, eine gesicherte Weltanschauung, einen tragenden Grund, von dem aus er seine Welt aufbauen kann. Hat er diese Seelenheimat gefunden, welch ein Glück, welch eine zuversichtliche Arbeitsfreude bricht in ihm auf!

Ungezählten Künstlern, Geistesmännern und grossen Frauen hat die Kirche Heimat bedeutet, seelische Verwurzelung, Möglichkeit zu heiterem Schaffen. Eine dankbare Stimme sei erwähnt: Der Schauspieler *Ernst Ginsberg* (1904—1964), der in Berlin, später — 30 Jahre lang — am Zürcher Schauspielhaus tätig war, nannte die Kirche in seinen Erinnerungen (Abschied. Zürich 1965) seine «unverlierbare Heimat» und die Geschichte seiner Konversion eine «Liebesgeschichte» zwischen Gott und ihm. Und wörtlich: «Versuche ich, mir eine Welt ohne Kirche vorzustellen, so ist es, als wenn alles grau würde und die Farben des Lebens verlöre» (S. 20). In grosser Dankbarkeit bekannte er, «dass der Glaube die Freude, das Glück, der Trost und der Segen meines Lebens und des Lebens der Meinigen gewesen ist». Aus der Geborgenheit im Glauben und in der Kirche habe er Mensch und Künstler sein können.

«Im Blick auf das Kreuz» habe er die schwere Lähmungskrankheit, die ihn rasch dem Tod entgegenführen sollte, zu ertragen vermocht.

Der persönliche Einsatz

Die Kirche: unverlierbare Heimat, oder — wie Reinhold Schneider sagt —: ein Haus, darin sich der Künstler und mit ihm ein jeder daheim fühlt, daheim weiss. Ist es so? In einem Brief an den Theaterfachmann Heinz Dietrich Kenter (vgl. dessen Brief an L. Mahnert vom 29. 1. 75) schrieb Reinhold Schneider: «Der Zustand der Welt ist abhängig von der Verwaltung der Aemter». Wir fragen: Und der Zustand der Kirche? Auch ihr Zustand hängt ab von der Verwaltung der Aemter. Aber wiederum: es gibt mannigfache Aemter in der Kirche. Und Kirche, das ist nicht nur Rom, Papst und Kurie, oder Bischof und Klerus, das sind wir alle, die Glaubenden. Diese Glaubenden erbauen das Haus der Kirche, statten es wohnlich aus oder vernachlässigen es. In Anlehnung an ein Wort von John F. Kennedy müssten wir uns fragen, nicht so sehr: Was kann mir der Mitmensch, der Künstler in der Kirche nützen und schenken, sondern: Worin und wie kann *ich* der Kirche nützlich sein, wie kann ich dem Künstler und irgend einem Mitmenschen Heimat bieten? Und der Künstler und wer immer ein Talent zu verwalten hat, müsste sich fragen: Worin und wie kann ich in der Kirche wirken, meine Talente entfalten und dem Mitmenschen auf dem Weg zu Erkenntnis und Heil behilflich sein?

Jahrhundertlang waren Künstler — ungezählte grosse oder auch bescheidene, verschollene Namen — dankbar für die geistige Geborgenheit in der Kirche. Sie sind noch heute dankbar für die Grossherzigkeit, mit der ihnen Heimat geboten wird. Sie wissen es auf ihre Art zu danken, durch das Kunstwerk. Durch die je persönliche Schau der Wirklichkeit, die darin zum Ausdruck kommt und uns die Welt neu und voller Wunder sehen lässt.

Hans Schilter: Basilius-Scheibe. Die lateinische Inschrift lautet in deutscher Uebersetzung: Prior und Konvent des Klosters Mariastein (widmen diese Wappenscheibe) ihrem verehrten geistlichen Vater Abt Basilius I., der als Präses der Schweizer Benediktiner-Kongregation am Zweiten Vatikanischen Konzil teilnehmen durfte. 1964.

Hans Schilter: Mauritius-Scheibe. Dem hochwürdigen Abt Mauritius zum Silbernen Priesterjubiläum. Prior und Konvent. 1974.

